

LAND AN DER MEMEL

Wer aus den Wäldern meiner Heimat nach Norden wandert, bleibt in derselben Provinz, aber unter seinen Augen bekommt der östliche Raum ein anderes Gesicht. Schon auf den Wegweisern ändert sich die Welt, und seltsame Namen künden an, daß hier eine andere Erde beginnt. Noch bleibt der Wald, der längs der südlichen Grenze rauscht, aber sein Antlitz wandelt sich um. Aus dem Schlafenden der Seen wird das langsame Gleiten der Ströme. Der Sand verstäubt, der Boden wird schwarz. Es riecht nach Wasser und Moor, und manchmal bringt der Wind einen kühlen raumlosen Hauch. Es ist die Luft, die über den großen Wassern steht: das Land zwischen den Strömen meldet sich an.

Unsere Schulweisheit fällt uns ein: daß nun das Land der Königstreuen und der Gläubigkeit beginne, der Pferdezucht und der Wilddiebe, der Moore und der Dainos. Aber wir sehen, daß die Schulweisheit nicht ausreicht, um zu Hause zu sein in jedem Raum. Denn der Himmel ist gewaltig über diesem Land, mit Wolken, die gleich Gebirgen aufragen über einem fernen Horizont. Die Kühle der masurischen Wälder hat sich gewandelt in die dumpfe Glut der Erlendickung. Träge zieht das Wasser zwischen Schwertlilien hindurch, hinter denen der Kranich sich verbirgt. Der Wagen verschwindet, vom Kahn ersetzt, und Gräben mit dunklem Wasser sind die Landstraßen dieser Welt.

Der rechte Winkel beherrscht das Land, Graben und Damm geometrisch gekreuzt, wie ein Gradnetz über die Landschaft gelegt. Man zählt die Gräben wie Türen im Dunklen, denn Jagen liegt an Jagen in schrecklicher Gleichheit, stumm, ohne Namen: Urwald, Wasser und Sumpf. Mitunter öffnet der Damm sich auf eine braune Ferne, flimmernd in der Mittagsglut. Das ist das Moor. Unendlicher Horizont, sterbender Wald, Klage eines Vogels, den man nicht sieht. Und mitunter, durch fahle Weiden ziehend, ein Mittagsgespent, riesig und dunkel, den Blick nach dem störenden Menschen gewandt: der Elch.

Land an der Memel

Hinter Wiesen und Steg hebt das erste Dach sich auf, mit braunem Rohr gedeckt. Pferdeköpfe sehen vom Giebel herab. Die Trachten der Menschen sind bunt, der Hausrat, das Grabkreuz. Die Farbe schreit als wollte sie Gewalt gewinnen über das dumpfe Land. Die Menschen sind groß und schön, von der wilden Schönheit der Erde, die sie gebar. Der Mensch der Ströme überwindet den Wald. Er sieht sich nicht um, er schauert nicht vor dem Wind. Die Starre beginnt zu fließen. In der Weite des Raumes bricht die Seele auf und ahnt den Gang der Ströme zum Meer. Sterne stehen unverbor-gen über der Nacht, und Götter heben sich auf, wo der Dämon finsterer Wäl-der versinkt.

Gut ist es, lange und schweigend über dem heiligen Memelstrom zu sitzen. Heilig ist jede Heimat, aber die verlorene um vieles mehr. Rombinus, der Götterberg, verblaut im Osten, und westwärts öffnet sich der unendliche Raum: Stromland und Wiese, Deich und Gehöft, Wolken über westlichem Meer. Größe liegt über dem schweigenden Land, und es ist, als wendete Laima, die Schicksalsgöttin, achtlos den kalten Blick. Nebel steigen aus abendlicher Flur, Feuer der Flöße gleiten dahin, schmerzliche Lieder, die das Wasser begräbt. Abendrot brennt auf über einer ungeheuren Welt, den Flug der Schwäne beglänzend, und dann steht die Nacht weiß über dem verdunkelten Strom.

Wer zu den Flößern hinabsteigt, kann hinausgleiten mit ihnen wie an den Rand der Welt. Gut ist es, still zu liegen auf dem duftenden Holz, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und vorüber zu treiben wie an den Bildern eines Traumes, an Wiesen und Haus, an Schilf und Moor, an Liedern und Schweigen. Sterne heben sich auf und sinken herab, der Sprosser schlägt aus dem Ufergebüsch, und eine grundlose Schwermut hüllt dies alles ein, das Floß, den Strom, das Land.

Und dann, eines Abends, leuchtet das Haff. Die Menschen unserer Zeit, die über Meere fahren und fliegen, sind geneigt, zu lächeln über ein Haff. Aber es ist nicht der Ort dazu. Wer den Blick zurückwendet auf das verlassene Land, sieht Schilf und Gras, wie sie weißlich gebeugt sind vom großen Wind. Leuchtfeuer blitzen fahl in das helle Abendlicht, und dahinter versinkt ein grenzenloses Land. Fenster glühen in rotem Schein, und wir wissen, daß

auch dort Menschen zu Hause sind wie überall, aber das Menschliche ist klein, und überall steht die Erde als das erste vor dem, was der Mensch auf ihr tut.

Auch der Mann im Boot lächelt nicht. Er sieht nach den Segeln hinauf, nach dem seltsam geschnitzten Wimpel am Mast, und voraus nach dem fernen Streifen, der wie der Rand einer Wüste im Westen brennt. Er hat das Gesicht der großen Räume, und die großen Räume lächeln nicht. Er hebt die Augen auf zu Wolken. Winden und Sternen, zu dem ruhigen Gang der ewigen Dinge. Sie haben an seiner Seele geformt und durch die Seele hindurch an seinem Gesicht. Und deshalb hat dieses Gesicht das Größte, was ein Menschengesicht haben kann: die Würde großer Landschaft. Es ist nicht von den Städten geformt, ihrer Hast und ihrer Angst. Es ist ein Gesicht ohne Wissen unserer Zeit, aber erfüllt mit jener Weisheit, die größer ist als alle Zeit.

Es ist ein guter Gefährte für eine solche Fahrt. Es ist die klarste Stunde der Wanderung durch das östliche Land, überflutet vom reinen Licht. Die Schatten sind zurückgeblieben wie der Landstreifen, der wurzellos über der Kimmung schwebt. Aber was nun entgegenwächst mit jedem Rauschen der Bugwelle, gebirgige Wüste, grün, dann blau, dann violett, ist ausgefeilt bis in das letzte der Umrißlinien, steht da, als sei es gutgeheißen von des Schöpfers Hand. Es will weder unsere Lust noch unser Verderben. Es wird unsere Spur empfangen und auslöschen wie tausend frühere Spuren, wenn der Sand, der Wind, der Regen es will.

Zwei Gebirge wachsen in das Abendrot, steil gestürzt in das dunkelnde Haff. Auf dem Gipfel des linken steht der Leuchtturm, eine Feuermühle, mit vier glühenden Armen, lautlos kreisend über Wasser und Land. "Urbo kalns" sagt der stille Mann am Steuer, das heißt "der Bärenberg".

Und "Ajigju kalns" sagt er nach einer Weile, die Hand nach dem rechten Gebirge hebend. Das heißt "der Schlangenberg". Weiter geht der Blick nach Süden hinaus. Fahl und weißgelb bricht es aus dem Wasser empor, senkrecht getürmt, Mauern aus totem Sand, Gebirge an Gebirge gewälzt, bis es am Horizont verbleicht.

Land an der Memel

Der Mann am Steuer bekommt seinen Lohn. Er wendet das Boot, das Segel schlägt, und langsam gleitet er wieder hinaus. Dort hinten, über dem dunklen Strom, blitzt das rote Leuchtfeuer auf, und lautlos zieht der Kahn in das Dunkel hinaus mit der schweren Gestalt am Steuer, wie ein Totenkahn, der seine Fracht entließ und nun heimkehrt zu neuer Fahrt.

Uns aber sieht das Antlitz der Düne grüßend an. Was wir bisher erblickten, war Größe. Wildheit und Kraft. Was wir nun sehen, ist schweigende Majestät. Wir sitzen am Meeresstrand und blicken hinaus. Bernstein schwimmt an unserem Fuß, und über uns hinweg rieselt der Sand, der hinter uns am Wandergang der Gebirge baut. Eine Möwe streicht über uns hin, und jedesmal scheint es, als sei sie der einzige Vogel in dieser Welt. Der Strandhafer klirrt, und jede Wolke steigt mit ihrem Schatten über den Dünenberg. Dann erlischt das grelle Weiß, wird dunkel und blau, bricht wieder heraus und gibt dem toten Sand ein lebendiges Licht gleich dem des Kerzenscheines über einer versteinerten Stirn. Und endlos rauscht und mahlt das Meer, mit jenem traurigen Klang, mit dem es über begrabenen Göttern rauschen mag, über Bernsteinkrone und Steinaltar.

Wir wenden uns um, die Vordüne hinauf. Der Thymian blüht auf brennendem Sand, und vor uns hebt sich der Wald. Nur das Märchen kennt solche Verzerrung der Form, eine nach Osten gestrichene schräge Wand, gebeugte Wipfel, gerungene Äste, unter grauen Flechten erstickt.

Dahinter leuchtet der Birkenwald, das Moor brütet zwischen Elchweiden und Sand, und zwischen den Stämmen hebt sie sich auf: die Wanderdüne mit ihrem flammenden Leib. Triebsand schimmert an ihren Fuß. Buschwerk ertrinkt an ihrem Hang, und dann türmt der unbezwungene Sand sich bis in den Himmel empor.

Wir steigen hinauf, und der Fuß zögert, als ginge er über ein Gesicht. Im Winde treibt der Sand zum Kamm hinauf, und über den Tälern glüht es wie Wüstenluft. Weißes Gebein dörret im Sand, Trümmer von Särgen, spukhafte Auferstehung eines Jüngsten Gerichts. Wir lauschen, ob die Glocke noch tönt über versunkenem Dorf. Gemeindegesang und Orgelspiel. Es friert uns plötzlich im Sonnenbrand, und von der Höhe des Grats geht das Auge nach

dem Leben des Horizonts und gleitet ab wie von geschliffenem Stein. Der Meerwind braust, und über den Gipfeln der Dünen steht der treibende Sand wie ein weißlicher Schein.

Wir wandern nach Norden hinaus, den Gratweg entlang, zur Linken das Meer, zur Rechten das Haff und den flimmernden Streifen des Stromlandes, das uns entließ. Kein Mensch kommt uns entgegen auf unserem Weg. Segel liegen auf der grauen Flut, von einer schrecklichen Stummheit, wie über einem Totenschiff. Da liegen die Dörfer, eingepreßt zwischen Düne und Haff, unwirklich und tot. Nur der Wind ist lebendig in diesem Land, die Wolke, der Sand. Wohin führen die Wege in diesem Raum?

Und im Abenddämmern kann es sein, daß das Tier vor uns steht, dem diese Erde gehört. Es steht plötzlich auf aus Dickung und Wald, verbrüdet mit seiner Welt. Sein Auge ist kalt und sieht uns an: der Blick der Majestät auf eine freche Gebärde in seinem Saal.

Wenn der Elch sich wendet, beliebt es ihm, nicht uns. Seine Schaufeln schimmern im dunklen Glanz. Sein Schritt ist wie der Schritt von Königen, denen die Erde gehört, ohne Furcht und ohne Raum. So steigt er die Düne hinauf. Er hat uns vergessen wie ein Gesträuch. Langsam hebt das Haupt sich in den Abendhimmel empor, der Rumpf, die Gestalt. Auf dem messerscharfen Grat des blauen Sandgebirgs steht er wie vor der Ewigkeit. Sein Auge blickt nach Asien hinein, aber alle Namen verschwinden vor diesem Blick. Trauer der Verstoßenen umgibt seine Gestalt, der Enterbten, der langsam Sterbenden. Und wenn er hinabsteigt am jenseitigen Hang, ist es, als steige er zu den großen Toten hinab, und niemals mehr werden wir seinesgleichen sehen.

Hier ist das Ende der deutschen Welt. Noch einmal, in diesem Sandgebirge hebt sie sich auf zu dem ödesten, verlassensten und großartigsten Bild ihres Wesens. Meer und Strom haben dieses Land gebaut, der Wind und der Sand. Der Mensch hat nichts dazu getan, als hier und da den Wald zerstört, in dem die alten Kohlenmeiler standen, und hier und da die Düne festgemacht. Aber in das Fließende und Flimmernde dieses Raumes hat er das Bleibende seines Werkes hineingebaut: Kirche und Dorf, Hof und Stadt, Acker und Sprache, Mauer und Turm. Wenn an der Geest der Ginster blüht, ist diese östlichste deutsche Erde noch hart und stumm. Wenn über den Watten die

Land an der Memel

Flut sich hebt, mahlt das östliche Meer nur leise Stein an Stein. Wenn über der friesischen Tenne der Weizen rauscht, fährt der Nehrungsfischer hinüber nach dem Memelstrom und holt im Handkahn den Sack mit Brotmehl nach Hause, weil kein Korn auf seinen Dünen wächst.

Es ist, als verströme das Leben des Reiches sich hier, ja als versickere es im Saum asiatischer Erde. Hier ist die Brücke von Erdteil zu Erdteil, und vor ihren Pfeilern steht stumm ein ernstes Geschlecht. Kurz ist der Frühling in ihrem Land, und von September bis zum Mai steht der Nebel vor ihrer Tür. Sie haben weder Dome noch Paläste, noch Glanz der Sage, noch Größe der Geschichte. Aber sie wissen vom Kampf mit Meer und Strom und Eis, sie wissen von Tränen, Unrecht und Gewalt, nicht nur aus der Zeit, als eine unglückliche Königin die letzte Zuflucht fand zwischen ihrem Meer und ihrem Strom. Viele Augen wenden sich allabendlich nach dem verlorenen Vaterland, und viele Seufzer gehen leise um unsere Tür.